



# Solidarität

## Organ des Verbandes der graphischen Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen Deutschlands.

Erscheint wöchentlich Sonnabends. Bezugspreis: monatlich 0,30 Goldmark. - Anzeigen: die 3 gespaltene Petitzeile 0,50 Goldmark, Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 Goldmark - Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an. Nur Postbezug zulässig.

### Strömungen der Zeit.

Die Rückwärtler und die Schwadroniere haben wieder gute Tage. Immer in Zeiten großer wirtschaftlicher Not, wenn Verzweiflung schwache Gemüter packt, taucht diese Art von Mittelmännchen auf und verkündet Heil der gequälten Umwelt. Die einen sind bestrebt, alle Fortschritte und gesunden Neuerungen, die ein weiterschreitendes, tatkräftiges Volk in jäher Arbeit errungen hat, wieder abzuschaffen, da ihnen nur die in dumpfer geistiger Trägheit lebenden Zeitgenossen würdige Gefolgschaft leisten werden; und ihnen zu Macht und Ansehen verhelfen; die anderen edlen Seelen aber nützen diese Zeit mit langatmigen konfusen Reden; sie zeigen die gemachten Fehler auf, stellen die Tatsachen fest und können sich nicht genug tun im eiteln Geschwätz, wie es doch viel besser geworden wäre, hätte man „von Anfang an“ auf sie gehört. Beide Sorten Heilsapostel find eine wahre Plage für eine von wirtschaftlicher Not hart bedrängte Bevölkerung, sind sich im allgemeinen einander würdig und verschwinden gewöhnlich nicht eher von der Bildfläche, bis eine kräftige Regierung der in ihrem Kern gesunden Masse sie zurückschließend in ihre Winkel, wo sie sich entweder ängstlich verkrüppeln oder beleidigt als Unverstandene auf einen anderen passierenden Zeitpunkt warten, ihren abgestandenen Quacksalber den Wahn zu bringen.

Ihre Gesagte, heute haben diese Menschenfreunde wieder gute Tage, sind emsig tätig wie die Bienen und machen dem ehrlichen Arbeiter für das allgemeine Wohl das Leben doppelt schwer. Wir müssen uns daher mit ihnen näher beschäftigen, damit die Herrschaft ihrer Tage schnell ein Ende nimmt, ehe noch Unwissenheit, Zagende und Verärgerte ihnen ein über Gebühr großes Maß von Beachtung schenken. Sehen wir uns die beiden Typen etwas genauer an.

Schob da ein kleiner Knirps von 13 Jahren lange vor dem Kriege für seinen Herrn und Meister täglich den handtaren durch die Straßen der Großstadt und schleppte schwere Pakete treppauf und ab für den fünflichen Wochenlohn von 3,50 Mk., die ihm Vater Sonnabends sofort abnahm. So täglich 12 Stunden müßte sich der kleine Prototartier redlich, um sich die Zufriedenheit seines Ausbeutens zu erwerben. Er brachte es dank seines Fleißes so weit, daß ihm an den Sonntagen Familienanschluß gestattet wurde und er im Hause des Unternehmers für dessen Angehörige die Stiefel putzen durfte. Dafür bekam er, wenn der Herr Prinzipal gut gelaunt war, erbauliche Reden zu hören, die sich tief seinem kindlichen Gemüt einprägten. Stets kam das Gespräch auf die unzufriedenen Arbeiter, die nur mürrisch und unzufrieden für schweres Geld schafften und darauf bedacht waren, auf Kosten des Unternehmers sich gute Tage zu machen. Früher, hieß es da, waren sie froh, wenn sie gelegentlich einen Hering auf dem Tisch hatten, jetzt müßten sie aber alle Tage Fleisch haben.

Dieser teure Gönner des kleinen Laubfroschen ist nicht etwa ein Phantastprodukt. Wahrscheinlich ist er noch heute am Leben und erfreut sich recht unzufriedener Arbeiter in seinem Sinne. Im Wesen wird er sich wenig unterscheiden von seinen Kollegen, geistig allerdings um so mehr, da nur wenige so dämlich sind, ihren Kartoffelstolz so offen zu zeigen und in der „Aufklärungsarbeit“ ihm gleichen. Im allgemeinen gehen diese Arbeiter- und Volksfreunde mit mehr Witz als Werk. Sie sprechen nie von ihrem Vorteil, sondern von dem des Arbeiters, wenn er auf ihre Vorschläge eingeht. In ihren Worten liegt kein Arg für den oberflächlichen und urteilslosen Menschen. Sie meinen es immer gut mit Volk und Vaterland und sind daher jetzt auch mit wohlmeinenden Ratshlägen schnell bei der Hand. Wer es nicht glaubt, lese die Unternehmerpresse. Er braucht nicht lange suchen. In dem Organ der Unternehmer des Buchdruckgewerbes findet er z. B. das Rezept, wie Deutschland aus dem Elend errettet werden kann. Es ist verblüffend einfach wie alle genialen Erfindungen und heißt: die Arbeiter müssen mehr arbeiten. Die Unternehmer sprechen von „einer verkürzten Mehrleistung an Arbeit, die nicht von einer Verlängerung der Arbeitszeit zu trennen ist“. Dann erst würde ein Aufstieg Deutschlands und ein Entrinnen aus den heutigen chaotischen Zuständen möglich sein. „Der Ueberzeugung, wird sich kein Teil des deutschen Volkes, der es ehrlieh mit seinem Vaterlande meint, verschließen dürfen.“

Se muß es also nach Meinung der Unternehmer gemacht werden. Nun wird kein Arbeiter etwas gegen Beschäftigung einzuwenden haben. Laufende in unserem Bereiche warten ja darauf, vom Arbeitsnachweis in den Betrieb zu kommen. Andere wieder, und zwar die Hälfte aller noch in Arbeit stehenden, wollen gern Mehrarbeit leisten. Sie möchten lieber statt vier, fünf Stunden täglich acht Stunden arbeiten. Nehmen wir also die Arbeitslosen und die Kurzarbeiter zusammen, wie die wohl an dem Aufstieg Deutschlands mithelfen könnten. Aber das ist es eben: diese Kreise, die nicht oder nur zum Teil beschäftigt sind, sollen sich weiter ausruhen. Die wollen die klugen Unternehmer gar nicht haben. Die Vollbeschäftigten sind zur Rettung des Vaterlandes ausersehen, sie nur können „ein Entrinnen aus den

heutigen chaotischen wirtschaftlichen Zuständen“ ermöglichen. Wenn die Arbeiter also darauf eingehen, werden sie zu dem Teil des deutschen Volkes gehören, der es ehrlieh mit seinem Vaterlande meint. Das will natürlich jeder Arbeiter. Warum sollte er sich nicht als Vaterlandsfreund und guter Patriot beweisen! Er fragt sich nur, was geschieht mit mir oder meinen Arbeitkollegen, sofern ich statt acht Stunden neun oder gar zehn, vielleicht noch länger arbeite! Bei dem schlechten Geschäftsgang im Gewerbe, bei dem Mangel an Aufträgen würde eine noch kleinere Anzahl Vollarbeiter die Arbeit bewältigen, würden noch mehr Kollegen arbeitslos werden. Dieser Einwand, daß sich durch Verlängerung der Arbeitszeit das Heer der Arbeitslosen noch vergrößern müßte, ist nach Meinung der Unternehmer sehr kurzschichtig. Sie sind weitblickender und wissen genau, daß es sich „bei diesem Umanachen der Arbeitslosenzahl nur um eine kurze Uebergangsperiode handelt“ würde, „der dann eine Periode des wirtschaftlichen Aufstieges folgen muß, die es ermöglicht, den Arbeitslosenmarkt zu entvölkern“. Die klugen Unternehmer folgern scharfsinnig: wird bei gleichen Löhne mehr gearbeitet, verbilligt sich das Produkt, wird daher der Absatz größer und wiederum mehr Arbeitsgelegenheit geschaffen.

So, nun wissen wir wenigstens, woher das heutige wirtschaftliche Elend stammt. Die Arbeiter haben zu wenig gearbeitet und zu viel verdient, denn hätten sie mehr geschafft und würden sie nicht stets auf so hohe Löhne verfallen gewesen sein, wäre der Absatz größer usw., siehe oben. Nicht die Profite der Groß- und Kleinunternehmer, die der Händler und Krämer, nicht die Steuerbürokratie der Besitzenden und die Kapitalverschiebungen nach dem Auslande haben die soft trostlosen Zustände im Reich verschuldet, bewahre, dieser kleine Verdienst zählt nicht, wärst du dummer Arbeiter schon bei dem Hering geblieben, anstatt durchaus nach einem Sonntagsbraten zu streben, wärst du nicht acht, sondern zehn und mehr Stunden täglich fleißig gearbeitet sein — dann, ja dann wäre alles in Butter. Dabei ist das mit dem Hering und Sonntagsbraten bildlich aufzufassen. Nach dem Kriege ist für viele Arbeiter selbst so ein Fischlein zum Bederbissen geworden.

Die ganze Schar der Reaktionsäre und Scharfmacher, vom Hakenkreuzler angefangen, der sich nach den leblichen Tönen des Kajernenhofes sehnt, bis zum kleinen Krauter, dem die patriarchalischen, mittelalterlichen Zustände als Zukunftsideal vorwegleben, fällt jetzt über die Arbeiterchaft mit großem Geschrei her. Sie alle halten den Zeitpunkt für günstig, ihrem Lobstuden den Fuß in den Nacken zu setzen. Ihre Hilfsmittel sind mannigfaltig. Besonders wird durch die Presse die Bevölkerung bearbeitet. Die großen von den Scharfmachern ausgehaltenen Tageszeitungen leisten Hervorragendes in der Verdächtigung der Arbeiterpartei und vor allem der Gewerkschaften und ihrer Führer. Haben die Arbeiter und Arbeiterinnen erst einmal das Vertrauen zu den Gewerkschaften verloren, so sagen sich die Ausbeuter sehr richtig, werden sie leichtes Spiel haben, denn dann hat die werktätige Bevölkerung sich selbst seines besten wirtschaftlichen Schutzes beraubt, ist macht- und rechtlos. Hierin liegt die große Gefahr, die uns Arbeitern droht und die manche unter uns nicht erkennen oder sehen wollen.

Damit kommen wir zu dem anderen Top, der der Arbeiterchaft in kritischer Zeit gefährlich werden kann und wird, wenn sie nicht beizeiten von ihm energisch abtrüdt. Die Hellscher und Klugebender in den Versammlungen und Betrieben, auf der Straßen- und Eisenbahn, im Kramladen und auf der Gasse, die nicht recht wissen, wohin sie eigentlich gehören, von denen man nie bestimmt annehmen kann, ob sie bei dieser oder jener Partei oder überhaupt irgendwo organisiert sind, sie leisten der Reaktion trefflich Handlangerdienste. Sie wieder sind meist als rabidate Vorhelfen an, haben aber gewöhnlich keinen Dunst von der Arbeiterbewegung, sind groß in persönlichen Angriffen der verantwortlichen Personen und veräumen nie, auf ihre eigene wertvolle Person geizend aufmerksam zu machen. Wir erkennen sie besonders daran, daß sie über alles reden können. Solche Freunde der Kritik — denn das ist ihr Hauptgeschäft — sollen uns fähig machen. Mit ihren oft maßlosen Angriffen verzeihen sie vielen, weißt jüngerer Mitgliedern die Organisationszugehörigkeit gründlich, da sich diese sagen müssen, wo so viel faul und schlecht ist, kann unmöglich Ergründliches für die Allgemeinheit geleistet werden. Die Nachdenklichen in unseren Reihen werden sich stets nach dem Wort des Dichters Geibel richten:

Was du gründlich verstehst, das mache,  
Was du gründlich erfuhrt, das sprich!  
Bist du Meister im eignen Sache,  
Schmäht kein Schwelgen im fremden dich.  
Das Reden von allem magst du gönnen  
Denen, die selbst nichts machen können.

Es wird heutzutage vor allem nötig sein, daß wir in der Kritik mehr zurückhaltend sind und mit unserem sachlichen Urteil erst herausrücken, wenn wohlverwogene Gründe

und Kenntnis der Dinge uns zum Reden zwingen. Dann aber auch am rechten Ort und zur rechten Zeit. Unbesonnenheiten können uns und unserer guten Sache schweren Schaden zufügen.

### Warum sind die Beiträge „zu hoch“?

Krieg und Revolution änderten die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse Deutschlands und der katastrophale Währungszerfall hatte auch eine Auswirkung auf die Gewerkschaften gehabt. Fünf Jahre lang war unsere Organisation in der Hauptfrage dazu verdammt, Vorkämpfe zu führen. Eine Lohnerböschung und Lohnnorm jante die andere und in den letzten Wochen, am 17. November, ist endlich eine grundsätzliche Aenderung gleichzeitig mit dem Beginn einer Währungsreform erfolgt. Die Goldlöhne haben in unser Gewerbe ihre Einzug gehalten. Stand die Distaffel über die Lohnfrage während dieser ganzen Zeit im Mittelpunkt der Mitgliedschaft, so müssen wir leider feststellen, daß diese von der Beitragsfrage nicht getastet werden kann. Auch hier hatten wir Schwankungen zu verzeichnen, deren bedeutendste wohl die Parole „ein Stundenlohn als Gewerkschaftsbeitrag“ war. In unserer Erinnerung ist wohl noch die Diskussion über diese Frage, die einestels begrifflich, andernteils einer scharfen Kritik unterworfen wurde.

In dem Moment, da in unserem Gewerbe stabile Lohnverhältnisse eintreten, war für unsere Organisationsleitung der Zeitpunkt gekommen, auch unsere Beitragsfrage zu stabilisieren. Man entschloß sich zur Einführung der Goldmarkberechnung auch bei den Beiträgen. Kaum sind nun die ersten Beiträge in dieser Höhe geleistet, geht auch schon das geflügelte Wort über die zu hohen Beiträge in allen Gauen herum. Es werden Stimmen laut, die sagen, daß dieser hohe Beitrag nicht berechtigt ist. Zur Begründung werden angeführt, daß der jetzige Beitrag den der Friedenszeit bedeutend übersteigt. Ferner wird angeführt, daß eine Veränderung der Organisationsform, die eine Mehrausgabe erfordert, nicht erfolgt sei, viele Unterföschungseinrichtungen wären abgebaut, die Zahl der Mitglieder hätte sich vermindert und außerdem seien die Löhne auf 60 bis 75 Proz. der Friedenslöhne gesunken. Auch seien teilweise Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit gezeichnet, eine möglichst weitgehende Rücksichtnahme auf die finanzielle Belastung unserer Mitglieder auszuüben.

Es steht ohne weiteres fest, daß die jetzigen die Friedensbeiträge übersteigen. Es ist aber eine ebenso feststehende Tatsache, daß in den Gewerkschaften eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen ist. Waren die Gewerkschaften früher nur Verbindungen zur Hebung der finanziellen und sozialen Lage der Arbeiterchaft, so sind sie heute, der Entwicklung der Zeit Rechnung tragend, über dieses Ziel weit hinausgeschossen. Die Gewerkschaften haben sich in den letzten Jahren mehr und mehr zu Kampfkampfinstitutionen entwickelt. Sie sind, gleich den wirtschaftlichen Verbänden der Unternehmer, die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen der Gesamtarbeiterchaft geworden und als solche berufen, an der gesamten Befehlsgebung als bestimmender Faktor teilzunehmen; sie sind diejenigen, die die wirtschaftlichen Interessen des Proletariats im Reich, Ländern und Gemeinden vertreten und dem Prototariat den Einfluß sichern müssen, der ihm gebührt. Diese gewaltige Veränderung des Wesens der Gewerkschaften verlangt auch eine Aenderung der Form ebenso gebieterisch wie eine Erfüllung der Mitglieder mit den neuen Aufgaben. Deshalb ist eine Erneuerung des Gehaltsstreiffes, unter dem die Beitragsfrage behandelt werden muß, eine Notwendigkeit. Wir müssen die Finanzfrage der eigenen Organisation verbinden mit dem großen Ganzen.

Die Einwendungen, die weiter oben gegen die hohen Beiträge angeführt sind, dürfen für uns als Gewerkschaftler nicht schlagfähig sein. Gerade die Notwendigkeit des Abbaus der Unterföschungseinrichtungen, des Einstellens des Druckes der „Solidarität“ demonstrieren uns ganz klar die Notwendigkeit einer Erhöhung der Beiträge. Der minimale Lohn zwingt uns, Kräfte zu sammeln, um diesem Lohnbeitrag ein Ende zu machen. 50 Proz. unserer Kollegen, die durch Arbeitslosigkeit verhindert sind, ihren Verband den fälligen Obolus abzuliefern, rufen uns zu, daß die kapitalistische Gesellschaft nicht jedem sein Recht auf Arbeit geben kann und verlangen von uns Aenderung dieser Tatsache. Das kann jedoch nur geschehen, wenn von uns energischer denn je die Werbetrommel des Arbeiterkampfes gerührt wird. Voraussetzung dazu ist jedoch eine starke Organisation. Diese ist wiederum nur möglich durch ihre finanzielle Stärkung. Die Währungszerüttung hat die Kräfte unserer Organisation ausgezehrt. Durch den größeren Aufwandskreis sind die Ausgaben größer geworden. Gleich dem Prototariaterrückhalt ist auch unser Organisationshaushalt um 100 bis 200 Proz. mehr belastet als früher. Es muß erkannt werden, daß der Verbandsoffiziant nicht willkürlich die Beitragsgröße auf die bekannte Höhe heraufgesetzt hat. Er mag sich dabei von den Gedanken haben leiten lassen,

die hier zum Ausdruck gebracht sind. Unsere Aufgabe als Mitglieder wird es nun sein, in den Versammlungen die Diskussion im Rahmen der großen Linie zu halten, die hier zum Ausdruck gebracht wurde. Sachtlich und ernst wollen wir der wankelmütigen Kollegenschaft klar machen, daß die Beiträge notwendig sind, um der Organisation ferneres Arbeiten zu ermöglichen. Der Erfolg wird dann nicht ausbleiben. Jeder wird zu der Überzeugung kommen, daß die Beiträge hoch, aber nicht zu hoch sind.

Hermann Klaus, Berlin.

## Die Verbandsbeiträge.

Die Bekanntgabe der neuen Beitragsätze in Nr. 33 der „Solidarität“ hat bei einigen Mitgliedern zu Mißverständnissen geführt, die geklärt werden müssen. Verschiedene Zustände an die Verbandsleitung verlangen Anstufung darüber, ob die ab 43 Woche geltenden Beiträge für alle Mitglieder verbindlich sind. Es kann hier nur wiederholt werden, daß die auch wieder in dieser Nummer bekanntgegebenen Verbandsbeiträge von allen Mitgliedern geleistet werden müssen; dabei kann ein Unterschied zwischen Buch- und Steuereinkünfterbeiträgern nicht gemacht werden. Jedes Mitglied, ganz gleich wo es beschäftigt ist, hat den seiner Altersklasse entsprechenden Beitrag zu zahlen. Ausnahmen gelten nur für verkürzt arbeitende Kollegen und Kolleginnen nach Maßgabe der bereits veröffentlichten Bestimmungen. Nachstehend die neuen Beitragsätze:

### Verbandsbeiträge

Klasse	für Ehe mit einem Erbschaftszug		von 17 1/2 % und darüber	
	bis 15% Verb.-beitr. mit	von 17 1/2 % und darüber Verb.-beitr. mit	bis 17 1/2 % Verb.-beitr. mit	von 17 1/2 % und darüber Verb.-beitr. mit
1. Männliche Hilfsarbeiter über 21 Jahre . . . . .	—,50	—,05	—,60	—,10
2. Männliche Hilfsarbeiter von 17 bis 21 Jahren . . . . .	—,40	—,05	—,50	—,05
3. Angelernten über 17 Jahre . . . . .	—,40	—,05	—,50	—,05
4. Sämtliche Hilfsarbeiterinnen über 17 Jahre . . . . .	—,80	—,05	—,40	—,05
5. Jugendliche männliche u. weibliche Mitglieder unter 17 Jahren . . . . .	—,20	—,05	—,20	—,05

## Geist mit!

Ueber die mangelnde Mitarbeit der weiblichen Mitglieder unseres Verbands wollen die Kollegen der Funktionäre nicht verkommen. Fragen sich die Kolleginnen aufrichtig selbst, so werden sie eingestehen müssen, daß manche Vorwürfe dieser Art volle Berechtigung haben. Uebertriebene Zurückhaltung und fehlendes Selbstvertrauen sind hauptsächlich als Ursache anzusehen. Wenn wir wollen, kann das anders werden, damit wir der zahlenmäßigen Stärke im Verbands entsprechend auch in der Leitung vertreten sind. Es scheint fast, als ob vielen Kolleginnen das erste Streben fehlt oder sie die Verantwortung scheuen, aktiv in der Organisation zu werden. Die Eignung werden uns allerdings manche Kollegen abspreehen wollen, die mit einem oberflächlichen Urteil schnell bei der Hand sind.

Vielmehr hört man gerade von unseren Kolleginnen die Klage, daß sie von ihren Mitarbeitern in den Betrieben nicht für voll angesehen werden. Und mit recht! Die größte Schuld trifft uns aber selbst. Wir müssen uns so benehmen, daß man in uns in erster Linie den Menschen und die tüchtige Arbeiterin sieht und erst in zweiter Stelle die Frau. Unser Wert darf nicht bestimmt werden durch die Anziehungskraft, die wir auf die Männer ausüben, sondern wir uns unseren Platz, an den uns Schicksal und Leben gestellt haben, ausfüllen. Leider gibt es in unseren Reihen noch sehr viele, die ihren Beruf nur als Notbehelf ansehen, den sie freudig an den Raagel hängen wollen, wenn eine eheliche Versorgung winkt. Um dieses erkante Endziel zu erreichen, wird vielfach versucht, rein körperlich den Mann zu reizen. Hierher gehört das Kapitel der tiefausgeschnittenen, durchsichtigen Blusen — oft mitten im Winter — und

spinnwebfeinen Strümpfe, Kleidungsstücke, die mehr entblößen als verhüllen.

Ueber Gesalbfucht und leichte Bergnützungsgedanken kommen alle anderen weltlichen Dinge, mit denen sich die Kolleginnen beschäftigen müßten und an denen mitzuarbeiten auch die Frau berufen ist, zu kurz. Ist es nicht bezeichnend, daß in der jetzigen Zeit, in der immer neue Anführer gegen die Arbeiter und ihre Erregenschaften unternommen werden, so wenig Frauen die auffällenden Versammlungen besuchen und schon dadurch mangelndes Interesse verraten für Dinge, die sie doch auch schmerzhaft am eigenen Leibe empfinden müssen! Fast überall sind es die Männer, die für ihre Mitarbeiterinnen mit eintreten müssen, wenn es gilt, Verbesserungen und Erleichterungen im Berufsleben zu erreichen. Es ist bei diesen Zuständen kein Wunder, wenn wir über die Arbeit angelesen werden.

Die verheiratete Frau stellt meist dem öffentlichen, beruflichen und politischen Leben fast indifferent gegenüber, ihre Gedankenwelt bewegt sich täglich in gewissen Kreise des ermidnenden und geistlichumpfen Einzel des Haushaften. Gewiß gerade in der Zeitgeit ist ihr mit dem Wirtschaftlichen seine leichte Arbeit zuteil geworden, aber sie darf davon nicht alle ihre Kräfte abfordern lassen, sonst wird sie einseitig, kann weder ihre Pflichten als Staatsbürgerin recht erfüllen, noch die Erziehung ihrer Kinder so leisten, wie es die Gegenwart verlangt. Wir müssen an uns selbst arbeiten. Jede Frau sollte versuchen, eine Persönlichkeit zu werden, die ihr Wollen und Handeln selbst bestimmt und den Schwerpunkt in sich selbst trägt. Dann können und müssen wir aber auch von den Männern und Kollegen eine andere Einschätzung verlangen und werden sie auch erreichen. Wir werden Forderungen und Voraussetzungen aufzustellen haben, da auch die Männer noch weit von dem Ideal der Vollkommenheit entfernt sind. Erst wenn jeder Teil an seiner inneren Erziehung arbeitet und die Fehler nicht nur bei dem andern sucht, wird durch ein geistliches Zusammenarbeiten der gesamten Arbeiterbewegung am meisten gedient.

Wir haben in unserm Verband da noch ein tüchtiges Stück Arbeit zu leisten. Jetzt müssen alle Kräfte — und die Kolleginnen dürfen erst recht nicht fehlen — rege an Wert gehen. Jede Betätigung im Organisationsleben, auch die kleinste, die äußerlich nicht besonders hervortritt, kommt dem Ganzen zugute und bringt uns ein Stück normwärts.

Roja R.

## An die Jugend in den Gewerkschaften!

In eine Zeit unerhörter Not sind wir alle hineingeraten; nahezu jeder Arbeiter steht täglich vor der Frage: wovon leben wir morgen? Und doch wissen wir, daß noch nicht der tiefste Stand des Unglücks erreicht ist; die täglich zunehmende Arbeitslosigkeit zeigt uns, daß noch eine steigende Berechtigung zu erwarten ist.

So trübe auch die Aussichten sind, dürfen wir deswegen doch nicht den Mut verlieren, nicht verzagen. Jetzt gilt es für jeden, wirkliche Solidarität zu üben, zu zeigen, daß die gegenseitige Hilfe die Grundlage ist, auf der die gewerkschaftlichen Organisationen aufgebaut sind. Jede Jugendgruppe, jede Abteilung muß sich auf der Kollegen und Kolleginnen annehmen, die infolge Arbeitslosigkeit besonders schlecht dran sind. Es darf nicht vorkommen, daß arbeitstüchtige Jugendliche aus Mangel an Mitteln sich zum Beispiel nicht an einer Wandlung beteiligen können. Da muß in den Zusammenkünften Vorjorge getroffen werden, daß die Beträge für Fahrgeld usw. von denen, die noch Arbeit haben, aufgebracht werden. So muß es nicht nur in diesem Falle geschehen; viel mehr als in normalen Zeiten muß die Gruppe unterrichtet sein darüber, wie die persönlichen Verhältnisse der Mitglieder sind, um in Fällen der schlimmsten Not eingreifen zu können.

Wird so gekandelt, kann wird auch in der jetzigen trüben Zeit einem jeden der Wert des Zusammenrückens stets neuer Augen geführt; kann der Verband als Ganzes nicht so wirken, wie wir alle wünschen, so muß es so mehr von jedem einzelnen von Mensch zu Mensch getan werden. Wir sind jetzt eine große Nocheinheitschaft geworden, in der morgen schon der zu den Nehmenden gehört, der heute noch geben konnte; das Schicksal eines jeden ist mit dem des andern verbunden — wir dürfen das nicht vergessen.

Nicht nur körperliche Not, Mangel an Nahrung und Kleidung bedrohen große Teile unserer Jugend; die Arbeitslosigkeit, die jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen immer besonders stark be trifft, da sie bei Entlassungen stets zuerst dran glauben müssen, bringt noch andere Gefahren mit sich. Wer seine Zukunft schwarz und trostlos vor sich sieht, gerät leicht in jenen Zustand der Gleichgültigkeit, der kein Interesse für Weiterbildung und Höherentwicklung aufkommen läßt. Deshalb kommt es darauf an, die jetzt reichlich freie Zeit vernünftig zu verwenden. Vorhanden ist die von den Gemeinden, Gewerkschaften oder anderen Arbeitervereinen veranstaltete Unterrichtskurse, Vorträge und sonstigen Veranstaltungen, die auch einmal wertvolles Wissen für die spätere Zukunft bringen und auch auf der anderen Seite ablenken von den niederdrückenden Gefühlen, die Jammer und Elend im Menschen hervorrufen.

Es ist ein Vorrecht der Jugend, auch in der suchtsbarsten Lage nicht zu verzweifeln, sondern auf kommende bessere Tage zu hoffen. Von der in den freien Gewerkschaften organisierten Jugend ist mit Recht zu erwarten, daß sie nicht nur an eine bessere Zukunft glaubt, sondern auch den Willen hat, für ihre Herbeiführung zu arbeiten. Voraussetzung dafür ist, das muß immer und immer wieder gesagt werden, des Erhalten der gewerkschaftlichen Organisation. Darum muß es den Jungen Ehrenpflicht sein, da anzusprechen, wo die Alten aus Verzweiflung und aus verlorenerm Glauben an die Zukunft die Hände in den Schoß legen. Arbeiten für die Bewegung, arbeiten an sich selbst und Solidarität üben gegenüber allen, denen es noch schlechter geht als uns selbst, das sind die Erfordernisse der jetzigen Zeit.

Jugendsekretariat  
des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.

## Die Angriffe gegen den Achtfundentag

sind in den letzten Wochen mit größerer Wucht als bisher erfolgt. Grund genug dazu bildet einerseits die wirtschaftliche Krise in Deutschland und das dadurch entstandene große Arbeitslosensehe, das sich mit Gleichauf auf die Aktionskraft der Arbeiterschaft legt und auf den einzelnen Arbeiter moralisch deprimierend wirkt. Dem Unternehmer jedoch kommt diese Situation sehr gelegen und läßt ihn seinen Herrn-im-Hau-er-Standpunkt stärker als sonst herausfahren. Außerdem hat auch die irrtümliche Auffassung selbst in Arbeiterkreisen ihren Einzug gehalten, daß mit dem Tage des Aufhörens der Demobilisierungsverordnungen (17. November) auch der Achtfundentag zu leben aufgehört hat und wir in der Arbeitslosigkeitfrage einen gelösten Zustand haben, als ob jeder Arbeitgeber die Arbeitszeit nach seinem Belieben festlegen kann. Dem ist jedoch nicht so und die folgenden Zeilen mögen diese Auffassung widerlegen.

Mit der Revolution ging die gesamte wirtschaftliche (soweit sie vorhanden war) und politische Macht in die Hände der Arbeiterschaft über. Es war logisch, daß diese die Machtverhältnisse ausnutzte und die seit jeher aufgestellten Forderungen zur Erfüllung brachte. Eine Fajlung in Gesetzgebung war jedoch infolge der Kürze der Zeit und des Drängens der Arbeiterschaft nicht möglich und der Rat der Volksbeauftragten erließ am 12. November 1918 sogenannte Verordnungen mit Gesetzkraft, die die Arbeitszeitfrage, das Koalitionsrecht usw. regeln. Späterhin sollte das Parlament diese Gesetze genauer formulieren und die dazugehörigen Ausführungs- und Strafbestimmungen regeln.

Vom Arbeitsministerium wird nun die Ansicht vertreten, daß die Verordnung über den Achtfundentag ein Teil der Verordnungen wäre, die am 23. November 1918 von dem damaligen Demobilisierungskommissar erlassen wurden. Auch das ist nicht richtig. Diese Verordnungen, die in erster Linie die Fragen der Einstellungen und Entlassungen betrafen, wurden erlassen, um die seit vier Jahren auf Kriegsproduktion umgestellte Wirtschaft auf den Friedensbedarf zu bringen. Außerdem hatten sie den Zweck, die zehn Millionen Soldaten, die von der Front zurückkehrten, wieder in den Arbeitsprozeß einzuführen. Die Demobilisierungsverordnungen sollten, wie ihr Name sagt, Heberungsbestimmungen während der Zeit der wirtschaftlichen Demobilisierung sein. Alsdann sollten für die lebende Verordnungen Gesetze in Kraft treten. Teilweise ist es erfolgt, andererseits verfaumt worden. Diese Ausführungen beweisen, daß die Verordnungen mit dem Achtfundentag

## Arbeiter und Kölnisches Wasser.

Gelt, da schaut ihr, wie sich das zusammenreimt?  
Wfo: Ich sage neulich — na sagen wir — in Burghude beim Haarfriseur, um mir die Gehirnwäsche wähen zu lassen. Vor mir leckt ein Sydrant mit Kölnischem Wasser.  
„Was kostet jetzt das Zeug?“ frage ich den Chef.  
„Jaei Geldmarkt die Flaiche.“  
Ich sperre vor Erstaunen meine Nasenlöcher auf.  
„Kauft denn solchen Kram jemand?“ frage ich neugierig.  
„Kassenshaft, jeder Arbeiter kauft es.“  
„Ei — sehr nobel. Da hört man's wieder!“ nimmt das Gespräch ein behäbiger Bürger auf. „Wir können uns nichts Besseres leisten, aber die Arbeiter . . . ja die Arbeiter . . .“  
Er wird ganz blau im Gesicht. Schnauben, prüfen seitens des Bürgers.  
„Viele Arbeiter werden es kaum sein, die solch Zeug kaufen“, wende ich ein.  
Darauf erwidert der Friseur: „Massenschaft, sage ich, massenschaft!“  
Aber ich dachte hier stimmt was nicht. Dabei blieb's für heute. Mich interessierte die Sache, deshalb hat ich meinen Freund, doch die Geschichte weiter zu verfolgen. Ich erklärte ihm genau, was vorgekommen war. Er ließ sich im selben Geschäft seine Baden bearbeiten und frag so nebenbei den Chef:  
„So ein Kasserladen ist immer noch ein einträgliches Handwerk, wenig Auslagen . . .“  
„Kaputt gehen wir; es läßt sich doch kein Mensch mehr was machen. Sie rasieren sich doch auch selbst!“  
„Na ja, aber die sonstigen Einnahmen. 3. B. mit den Seifen und dem Nischwasser. Was Sie allein an dem „Kölnischen“ verdienen!“  
„So, 250 Goldmark kostet ein einziges Flaichchen, meinen Sie, dafür kauft es ein Mensch?“  
„Viel Geld ist es freilich. Aber trotzdem wird es doch lieber gekauft und ein schöner Verdienst ist immer dabei.“

„Haben Sie eine Ahnung! Du, Frau, wieviel haben wir denn seit 1. Juli von diesen da umgekehrt?“  
An der Kaffe steh sich ein Blättern vernehmen: „Zwölf Stück bis 25. November.“  
„Da sehen Sie: zwölf Flaichchen in vier Monaten. Wenn ich nicht die Mädels von Golmanns hätte, die sich ab und zu so was kaufen, was ich ausgeworfen.“  
„Ach Golmanns das ist drüben die Molkerei, die können sich's leisten!“  
Eine kleine Pause. Dann sagte mein Freund: „Kaufen denn nicht auch Arbeiter das Zeug haufenweise?“  
Der Haarfriseur stuchte einen Augenblick, dann gab er zurück: „Aun, die Golmanns sind doch schließlich auch Arbeiter!“  
„Na, ich dank! Die Töchter eines Molkereibesizers, und Arbeiter . . .“ Mit diesem Vergleich sind Sie ja vorständig.“  
So entfielen die Mädchen. Mit rollenden Augen und edlen Jörn wird erzählt, daß die Arbeiter Kölnisches Wasser „massenschaft“ kaufen, bei der nächsten Lohnverhandlung wird es dann von den Unternehmern aufgegriffen wenn es nicht schon gegeben ist. Einige Wochen später ist's in den Zeitungen zu lesen, etwa so:  
Stigender Luxus in der Arbeiterschaft. Wie uns von einer Seite, die es wissen muß, mitgeteilt wird, ist der Abich von Luxusartikeln in den unieren Schichten ständig im Zunehmen. Kölnisches Wasser z. B. das wir nur noch von Hörensagen kennen, hat heute jede Arbeiterin auf ihrem Toiletentisch stehen, sie hat es neben sich im Arbeitsraum. Warum auch nicht, die Löhne sind ja riesenhoch gestiegen, da können es sich die Herrschaften schon leisten. So etwas kannten wir vor der Revolution nicht, das haben wir dem 9. November zu danken.  
Es ist ein beschriebenes Beispiel läßt sich aber leicht auf Butter, Seide, Schokolade usw. übertragen. Wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, findet man immer: Aufschneiderlei, oft nicht mal in böser Absicht — aber die Wirkung? Siehe die Notizen in den arbeitserfindlichen Blättern.

## Warum?

Sonstich als er von Mutzens Umzug hörte, begann er zu betteln: „Mutzi, Mutzi, den Hansl darf ich tragen, niemand soll ihn anfassen, gelt, Mutzchen? Und den besten Platz bekommt er in der neuen Wohnung, ja Mutzi? Im Fenster, wo die goldene Sonne scheint? Mutzchen, ja? sag schnell ja!“  
Mutzi verprügelt also. Dafür pressen wie die Kinderarme sie fast tot.  
Bubi ist nicht so leicht loszuwerden; das Hauptwort in seinem Sprachschatz lautet: Warum? — Eine entbülligte Antwort erkennt er nie an. Nur wenn Mutzi dem kleinen Schwärzer den Mund mit einem Kuß schließt, gibt er ein Weiches Nihe.  
„Warum scheint die Sonne nicht während der Nacht, Mutzi? Und warum bist du keine seidene Dame, und warum hast du nie Handtische auf? Und, Mutzi, wer sitzt immer im Telefon, und wie kriecht er da hinein, und wer fäktert den da brinnen? Und, Mutzchen, warum haben nicht alle Leute so viel Geld, damit es bei ihnen immer noch Braten riecht?“  
Die blonde Frau hat durch Bubi ihr Nachen entbedt. Früher ist sie immer ernst gewesen. Sehr schmerz und jauchzt sie mit dem Kinde.  
So kommt die letzten Tage vor dem Wohnungswechsel heran. Mutzi hat solche Unordnung noch nie erlebt. Abends, wenn Mutzi heimkehrt, darf er sich ihr nicht wie sonst auf den Schoß setzen und Geschichten hören — ach nein, gleich fängt sie zu räumen an und zu scheuern; alles soll wie neu werden, hat sie dem Kleinen erzählt. — Dornröschen und Schneewittchen kann er leicht entbehren, für diese blüht er sich ohnehin schon zu groß, aber an Robinson hängt sein Herz und an den vielen Indianern, die in allen Geschichten vorkommen müssen. B o den Indianern steht aber noch Hansl. Sobald Bubi ins Stübchen kommt, stellt er sich neben sein Vogelbauer. Niemand versteht wie er, was Hansl „meint“.  
— In seinem Gehirnt der Bate hat er solche Freude. Sie gehören zusammen: Kind und Vogel. Als Bubi zu trippeln

nichts zu tun haben. Leider sind sie dauernd zusammen-  
geworfen worden und das gibt zu der irrtümlichen Auf-  
fassung Anlaß, daß der Achttundentag mit dem 17. No-  
vember 1923 gefallen sei. Wir sagen der Achttundentag  
besteht auf Grund der Verordnung vom 12. November 1918  
solange weiter, bis er durch Gesetz aufgehoben worden ist.  
Nebst wird diese rechtliche Auffassung wenig Zweck  
haben; denn der Achttundentag ist, wie so viele andere  
Fragen, eine Machfrage. Wer die Macht jeweils besitzt,  
wird versuchen, Gesetze in seinem Sinne zu schaffen und zu  
ändern. Die Macht entscheidet eben und nicht das gute  
Recht der Arbeiterschaft. Im Moment hat die Arbeiterschaft  
diese Macht nicht in vollem Maße und man wird nicht im  
Zweifel sein, wie der Kampf um den Achttundentag aus-  
läuft, wenn die Arbeiter sich noch mehr schwächen oder ge-  
schwächt werden. Eins jedoch wissen wir. Diese Zeit wird  
nicht immer bleiben. Versteht es die Arbeiterschaft, ihre Or-  
ganisationen zu erhalten und zu stärken, dann wird die Zeit  
nicht fern sein, wo der Achttundentag Maximalarbeitszeit  
ist und als Gesetz steht und stehen bleibt.

**Weitere Lohnvereinbarungen  
allgemeinverbindlich.**

Der Präsident der Reichsarbeitsverwaltung.  
(Tarifabteilung).  
Nr. V (VI) 125/126.  
Berlin NW. 6, den 1. Dezember 1923.

**Entscheidung.**  
Die nachstehenden tariflichen Vereinbarungen werden  
für den angegebenen Geltungsbereich gemäß § 6 Abs. 2  
der Verordnung vom 28. Dezember 1918 in der Fassung  
des Gesetzes vom 28. Januar 1923 („Reichsgesetzblatt“  
S. 67) für allgemeinverbindlich erklärt:

1. Vertragsparteien
  - a) auf Arbeitgeberseite:  
Deutscher Buchdruckerverein E. B., Berlin;
  - b) auf Arbeitnehmerseite:  
Verband der Deutschen Buchdrucker;  
Gulenbergbund;  
Verband der graphischen Hilfsarbeiter und -arbei-  
tinnen Deutschlands;  
Graphischer Zentralverband.
2. Abgeschlossen am a) 18. Oktober 1923, b) 26. Oktober  
1923, c) 1. November 1923 (verbindlich erklärte Schieds-  
sprüche); Lohnabkommen zum allgemeinverbindlichen Buch-  
druckerarbeitsvertrag vom 19. Dezember 1922 und Buchdruckerhilfs-  
arbeiterarbeitsvertrag vom 22. Dezember 1922.
3. Beruflicher Geltungsbereich der allgemeinen Verbind-  
lichkeit: Gehilfen und Hilfsarbeiter in Buch- und Zeitungs-  
druckereien sowie in Buchdruckereibteilungen im Umfange  
der Allgemeinverbindlichkeit des Buchdruckerarbeitsvertrags  
vom 19. Dezember 1922 und des Buchdruckerhilfsarbeiterarbeits-  
vertrags vom 22. Dezember 1922 („Reichsarbeitsblatt“ Nr. 17 vom  
1. September 1923).
4. Räumlicher Geltungsbereich der allgemeinen Verbind-  
lichkeit: Gebiet des Deutschen Reichs.
5. Die allgemeine Verbindlichkeit gilt
  - zu a) für die Zeit vom 13. Oktober bis 19. Oktober 1923,
  - zu b) für die Zeit vom 20. Oktbr. bis 26. Oktbr. 1923 und
  - zu c) für die Zeit vom 27. Oktober bis 2. November 1923.

In Vertretung: gez. Meyer.  
Mit der Entscheidung der Reichsarbeitsverwaltung sind  
die verbindlich erklärten Schiedssprüche, die anzuwenden  
auf unsere Tarifpartner sich weigerten, Gesetz für die außer-  
halb der Tarifparteien stehenden Kreise geworden. Der  
Einspruch der in der Provinzvereinigung organisierten  
Unternehmer hat also nichts genützt. Die Erklärung der  
Allgemeinverbindlichkeit für die weiteren Lohnvereinbarun-  
gen dürfte in nächster Zeit zu erwarten sein.  
Die Mitglieder werden nochmals darauf hingewiesen,  
eventuelle Nachforderungen aus den allgemeinverbindlich  
erklärten Schiedssprüchen bei den zuständigen Gewerbe-  
gerichten einzubringen. Es darf wohl angenommen werden,  
daß alle im Buchdruckgewerbe Beschäftigten die Löhne,  
die nicht den tariflichen Abmachungen entsprechen, nur unter  
Vorbehalt der Verfolgung weiterer Rechte angenommen  
haben.

anfang, brachte ihm die gute Tante den Hans; so kam es,  
was das Kleine die ersten Schritte stets dorthin richtete, wo  
das blanke Bauer ankerte.  
Bubis Mutter ist „bloß“ ein Mädchen. Aber lieb hat  
sie den Knaben doch, ach, wie lieb! Diese Liebe zu ihm wuchs  
in ihrer Brust wie im Wald ein Baum, der seine Äste und  
Zweige ausspannt. — Vor seiner Geburt hat sie wohl gebebt,  
aber all das ist vergessen. — Bängst empfindet sie nur noch  
Wonne, das er da ist, der kleine, dickbackte, blondlockige  
Scheim. Fünf Jahre genießt sie nun bereits ihren kleinen  
Knaben.  
Bald kommt Bubi in die Schule. Der Knabe hängt  
schon an der Wand. Die neue Tafel wird einweisen zum  
Malen benutzt. Jede Krikelerei bedeutet Hansis Bild, das  
nur Bubi immer so deutlich erkennt.

Als der Kleine neulich einmal mit in die neue Wohnung  
genommen ist, kümmerle ihn dort gar nichts als Hansis  
Fenster. Er tanzt mit den Sonnenstrahlen um die Wette,  
die ins Stübchen fliehen. Die hohen Treppen freuen ihn,  
weil Hans nun doch dem Himmel so nah und den Sternen  
und dem Mond.  
An einen regengetränkten Novembervormorgen steht ein  
kleines Hundebespann vor der Tür. Dreimal wird es hin-  
und hergefahren, um die bescheidene Lieberbedelung zu be-  
werkweltigen.

Wo bleibt nur gerade heute der Tag? Nebel lagern  
bleiern über Berlin. Fröstelnd hat sich die Frau an die  
Arbeit gemacht. Bubi starrt mehr als er blinzelt, dennoch schleppt  
er stolz irgendein kleines Hausgerät treppab.  
Die erste „Fuhrer“ setzt sich in Bewegung. Die blonde  
Blätterin hat ihren fest an die Hand genommen. So gehen  
sie nebeneher. Unter jämmerlichen Bittgebeten erklärte Bubi  
seinem Lieblich oben, warum er nun eine kleine Weile allein  
bleiben müßte; zum hundertsten Male hat er ihn den son-  
nigen Platz geschildert, der so nahe am Himmel in der  
neuen Wohnung für ihn bereit ist. Er hält Hans ein  
Stückchen Seidenpapier hin und teilt ihm glücklich mit, daß  
auf dieses der Vogelbauer gestellt wird. —

**Jubiläum der Zahlstelle Hannover.**

Mit der Gründung des Verbandes fallen auch zeitlich  
zusammen die Geburtstage einiger Zahlstellen. Von dem  
Leipziger Jubiläum konnten wir schon berichten, das fest-  
lich im März bezugun wurde. Jetzt hat auch Hannover  
die silberne 25 erreicht. Am 24. November feierte die Zahl-  
stelle die Grundsteinlegung zu dem jetzt so stattlichen Haus  
unseres Verbandes in Hannover. Wie üblich und nicht nur  
weil man nicht wollte, im Hinblick auf Zeit und Geschehen  
auch notwendig, nahm man von einer Feier im großen  
Stille Abstand. Wir brauchen aber nicht die äußere Form,  
um Empfindungen und Gedanken würdig Ausdruck zu ver-  
leihen; die einfache und schlichte Art, wie die Kolleginnen  
und Kollegen in Hannover ihren Ehrentag begießen, zeigte  
den vorbildlichen Geist einer Mitzielschaft. Mit unseren  
Freunden dort waren alle Verbandsmitglieder eins in dem  
Sinne, daß gewerkschaftliche Arbeit nie erfolglos geblieben  
wird. Beharrlich und freudig haben die Freunde in Han-  
nover die Jahre hindurch sich um ihr Werk bemüht und sich  
eine Organisation geschaffen, auf die nicht nur sie, auch die  
Gesamtmittelklasse mit Stolz blicken kann. Allen voran  
stand ein Kollege, der noch heute den ersten Platz in der  
Zahlstelle Hannover einnimmt. Kollege Sparkuhl ist  
nicht nur an die 25 Jahre Mitglied, er ist 23 Jahre  
ununterbrochen Funktionär gewesen und denkt heute als  
Vorsitzender der Zahlstelle und Leiter des Gaues Hannover  
noch lange nicht daran, amtsüßig zu werden. Ihm und den  
anderen wackeren Mitstreitern, die in der Organisationsarbeit  
nicht erlahmt sind, verdankt der Verband ebenfalls die macht-  
gebende Stellung der graphischen Hilfsarbeiter und -ar-  
beiterinnen. An seinem Kreis das Beste erstrebt und wie in  
Hannover erreicht zu haben, bedeutet für die Allgemeinverbin-  
dlich gewesen zu sein. Aus der Geschichte der Zahlstelle  
dürften folgende Darstellungen für die Verbandsmitglieder  
von besonderem Interesse sein:  
Am Juli dieses Jahres waren es 25 Jahre, als sich,  
durch den Zutritt der Berliner Agitationskommission veran-  
laßt, ein kleiner Kreis Buch- und Steindruckereihilfsarbeiter  
und -arbeiterinnen unter Führung des Buchdruckers Müller  
zusammenfand, um zu der Gründung einer Zahlstelle  
Stellung zu nehmen. In dieser Veranlassung wurde die  
Gründung vorgenommen und die Leitung dem Buchdrucker  
Müller übertragen. Als tätige Mitglieder wurden noch die  
Kolleginnen Mathias und Schwenke sowie die Kollegen  
Füllkrug und Tremes bestimmt.  
Die Werksarbeit, welche nun entfallen wurde, ließ auch  
die Arbeitgeber nicht ruhen. Als erstes Opfer war die  
Kollegin Mathias aussersehen, die logisch gemessen  
wurde. Leider saßen die Mitglieder trotz aller Anstren-  
gungen des Vorstandes die ganze Sache mehr als Vergnü-  
gungsvorhaben auf. Obwohl festgelegt war, daß bis Oktober  
sein Eintrittsgeld und nur ein Beitrag von 10 Pf. für die  
Hauptkasse und 5 Pf. für die Lokalasse zu entrichten sind,  
waren Beitragsreste nichts seltenes. Dieses änderte sich erst  
dann, als das Vertrauensmännereigentum und eine Ortsunter-  
stützung bei Krankheit und Arbeitslosigkeit eingeführt waren.  
So ging das erste Jahr unter fortwährendem Wechsel der  
Vorstandsmitglieder zu Ende. Nach Müller folgte Füll-  
krug, der dann zum Buchdruckererband übertrat und somit  
ausstieg. Nunmehr wurde Kollege Sparkuhl als  
Vorsitzender gewählt. Auch in der folgenden Zeit war nicht  
genügend Ernst für die Organisation vorhanden, so daß  
ein fortwährendem Wechsel im Vorstand bestand und die  
Mitgliedszahl immer hin- und her schwankte.

Als Vorläufer der Ausperrung im Steindruckgewerbe  
im Jahre 1906 ist folgendes Vorkommnis von Interesse:  
Unser Personal bei der Firma Molling u. Co. hatte keine  
Kündigungsschutz, und da die Befehle bestanden, daß bei einem  
Streik der Steindrucker des Hilfspersonal auf die Straße  
gesetzt würde, beschloß der Vorstand hier vorbeugend ein-  
zugreifen. Eines Morgens stellte sich Kollege Sparkuhl im  
Betrieb ein und veranlaßte alle Anwesenden, mit zum  
nächsten Wirtschaftstisch zu gehen. Nur eine glatte der  
Firma treu bleiben zu müssen. Der Druckereibetrieb stand  
still. Nach erfolgter Verständigung mit den Arbeiterinnen  
forderte Sparkuhl mit zwei Anwesenden von der Firma  
die viergeblühige Kündigung, 1 Mark Lohnminderung und  
anderes mehr. Diese Forderungen wurden alsbald abgelehnt  
und dadurch der Streik perfekt. Das Streikkomitee wurde

gebildet und Festen ausgestellt. Als am Nachmittag Sp.  
zur Arbeit kam, wurde er sofort ins Kontor gerufen und ge-  
fragt, wo er morgens gewesen sei. Kollege Sp. antwortete,  
bei Molling, da er als Vorsitzender die Pflicht gehabt habe,  
die Sache beizulegen; es sei aber kein Entgegenkommen ge-  
zeigt worden. Er wurde von Herrn Elter als Signer hin-  
gestellt, da diesen ganz anders berichtet worden war. Auf  
telefonische Nachfrage stellte sich die Darstellung des Kol-  
legen Sparkuhl als richtig heraus. Er bekam nunmehr zur  
Beilegung der Angelegenheit frei. Am anderen Morgen  
wurde wieder verhandelt und alle Forderungen wurden be-  
willigt. Somit nahmen nach einhabigjähriger Arbeit die  
Kolleginnen die Arbeit wieder auf. Als später der  
Streik ausbrach, mußten unsere Leute erst gekündigt werden.  
Fünfe Wochen hatten die Kollegen unter der Aus-  
perrung zu leiden und vielen ist hier der Wert der Organi-  
sation zum Bewußtsein gekommen.  
Auf Grund der im Jahre 1906 beschlossenen Allgemeinen  
Bestimmungen kam es auch hier nach schwierigen Verhand-  
lungen zum Tarifabschluß, der am 1. August 1907 in Kraft  
trat. Welchen Wert das Tarifverhältnis hatte, zeigt der  
Auspruch eines Unternehmers nach einem Jahre. Er sagte:  
Wenn wir das gewußt hätten, was wir jetzt wissen, dann  
hätten wir keinen Tarif abgeschlossen.  
Im Jahre 1909 erfolgte die Anstellung des Kollegen  
Sparkuhl und am 1. Januar 1910 die Einrichtung des eige-  
nen Bureaus und die Einführung des Arbeitsnachweises.  
Trotz aller Widerstände wuchs die Mitgliederzahl. Nach Ab-  
lauf des Tarifs im Jahre 1911 kam ein neuer nicht zustande,  
da das Angebot der Arbeitgeber nicht genügend war und  
eine Bindung ohne Nutzen auf fünf Jahre nicht zu verant-  
worten gewesen wäre. Der Kleinrieg ruhte daher wieder  
einigen, dann kam der unglückselige Krieg und mit ihm  
alle die bösen Begleiterscheinungen. Infolge der Einziehun-  
gen zum Militär und der vielen Ausritte ging die Mit-  
gliederzahl rapide zurück. Nach Abbruch des Krieges kamen  
die Mitglieder in Schwarm wieder. Nun wuchs die Arbeit  
am Ort wie auch im Gau, wo sich auch alle rührten, so daß  
die Anstellung des Kollegen Wambacher erfolgen mußte.  
Erfolgreich wurde nunmehr die Organisation wieder aus-  
gebaut und mancher Kampf zum Besten der Kollegenschaft  
geführt. Durch den starken Zuwachs an Mitgliedern gelang  
es, einen Ortsrat abzuschließen, der dann durch die Ein-  
führung des Reichstarifs abgelöst wurde.

Unser Gau, der jetzt 23 Zahlstellen und in 7 Orten  
Umgezahlter hat, zählt rund 2400 Mitgl.-ber.  
**Aus dem Steindruckgewerbe.**  
Berlin. Wie wir in der letzten Nummer der „Solidari-  
tät“ schon mitteilen, sind die Verhandlungen in unserem  
Gewerbe deshalb ergebnislos verlaufen, weil die Unter-  
nehmer „nach berühmtem Muster“ das seit Tarifabschluß  
bestehende prozentuale Verhältnis der Hilfsarbeiter herab-



Ich trete aus  
Ich brauche keinen Verband

gebildet und Festen ausgestellt. Als am Nachmittag Sp.  
zur Arbeit kam, wurde er sofort ins Kontor gerufen und ge-  
fragt, wo er morgens gewesen sei. Kollege Sp. antwortete,  
bei Molling, da er als Vorsitzender die Pflicht gehabt habe,  
die Sache beizulegen; es sei aber kein Entgegenkommen ge-  
zeigt worden. Er wurde von Herrn Elter als Signer hin-  
gestellt, da diesen ganz anders berichtet worden war. Auf  
telefonische Nachfrage stellte sich die Darstellung des Kol-  
legen Sparkuhl als richtig heraus. Er bekam nunmehr zur  
Beilegung der Angelegenheit frei. Am anderen Morgen  
wurde wieder verhandelt und alle Forderungen wurden be-  
willigt. Somit nahmen nach einhabigjähriger Arbeit die  
Kolleginnen die Arbeit wieder auf. Als später der  
Streik ausbrach, mußten unsere Leute erst gekündigt werden.  
Fünfe Wochen hatten die Kollegen unter der Aus-  
perrung zu leiden und vielen ist hier der Wert der Organi-  
sation zum Bewußtsein gekommen.  
Auf Grund der im Jahre 1906 beschlossenen Allgemeinen  
Bestimmungen kam es auch hier nach schwierigen Verhand-  
lungen zum Tarifabschluß, der am 1. August 1907 in Kraft  
trat. Welchen Wert das Tarifverhältnis hatte, zeigt der  
Auspruch eines Unternehmers nach einem Jahre. Er sagte:  
Wenn wir das gewußt hätten, was wir jetzt wissen, dann  
hätten wir keinen Tarif abgeschlossen.  
Im Jahre 1909 erfolgte die Anstellung des Kollegen  
Sparkuhl und am 1. Januar 1910 die Einrichtung des eige-  
nen Bureaus und die Einführung des Arbeitsnachweises.  
Trotz aller Widerstände wuchs die Mitgliederzahl. Nach Ab-  
lauf des Tarifs im Jahre 1911 kam ein neuer nicht zustande,  
da das Angebot der Arbeitgeber nicht genügend war und  
eine Bindung ohne Nutzen auf fünf Jahre nicht zu verant-  
worten gewesen wäre. Der Kleinrieg ruhte daher wieder  
einigen, dann kam der unglückselige Krieg und mit ihm  
alle die bösen Begleiterscheinungen. Infolge der Einziehun-  
gen zum Militär und der vielen Ausritte ging die Mit-  
gliederzahl rapide zurück. Nach Abbruch des Krieges kamen  
die Mitglieder in Schwarm wieder. Nun wuchs die Arbeit  
am Ort wie auch im Gau, wo sich auch alle rührten, so daß  
die Anstellung des Kollegen Wambacher erfolgen mußte.  
Erfolgreich wurde nunmehr die Organisation wieder aus-  
gebaut und mancher Kampf zum Besten der Kollegenschaft  
geführt. Durch den starken Zuwachs an Mitgliedern gelang  
es, einen Ortsrat abzuschließen, der dann durch die Ein-  
führung des Reichstarifs abgelöst wurde.

Unser Gau, der jetzt 23 Zahlstellen und in 7 Orten  
Umgezahlter hat, zählt rund 2400 Mitgl.-ber.

**Aus dem Steindruckgewerbe.**  
Berlin. Wie wir in der letzten Nummer der „Solidari-  
tät“ schon mitteilen, sind die Verhandlungen in unserem  
Gewerbe deshalb ergebnislos verlaufen, weil die Unter-  
nehmer „nach berühmtem Muster“ das seit Tarifabschluß  
bestehende prozentuale Verhältnis der Hilfsarbeiter herab-

Während der magere Hund sich zum zweiten Male in  
Trab setzt, dringen ein paar Sonnenstrahlen durch die Nebel.  
Beim dritten Aufladen scheint die Sonne. Stolz kommt  
Bubi mit seinem Hansl die Treppe herunter. Ganz Berlin  
sieht auf ihn, natürlich! daran zweifelt er nicht. —

So lange der Karren noch hält, erklärt er dem Boegel die  
Gegend. „Schau, Hansl, dort hab ich immer dein Futter  
geholt und hier bekommt Mutti das größte Brot und da  
wirkt man schön Pfennig hinein und dann fällt von allein  
die Schokolade heraus und manchmal auch Bonbons; aber,  
Hansl, siehst du nicht, daß ich meinen Sonntagsgang an  
Labs, den den Muttdchen aus Samt gemacht hat, und die  
blanken Knöpfe siehst du wohl auch nicht und drüben —  
dort — nein dort, Hansl, da siehst der ungespöne Peter,  
von dem ich dir doch immer erzählt habe. Und seht, Hansl,  
geht's fort: eins — zwei — drei. Quacke. — Mutti, bitte,  
sah mich los, ich kann allein gehen, ich fall' nicht auf dem  
glitschigen Boden hin — bloß am Potsdamer Platz sah ich  
an — gett, Mutti!“

Langsam setzt sich die gemischte, kleine Gesellschaft in  
Bewegung. Die Frau schaut noch einmal fast wie sehns-  
uchtsvoll zurück: In dem enger Stübchen oben ist das Stück  
doch eigentlich zu lang gekommen — der Bubi ist dort ge-  
boren — wie lange noch und der Scheim ist groß und  
hüft Sorgen. Järlisch fährt sie dem Kinde über die selbigen  
Haare.

„Mutti, warum müssen wir gehen, warum sind wir nicht  
reiche Leute, warum hast du keinen großen, großen Möbel-  
wagen, wie Karl Weichs Mutter, warum, Mutti, sind nicht  
alle Menschen gleich? Muttdchen, sind denn nicht alle gleich  
gut?“

Behutsam trägt der kleine Wühlgerritz trotz all seiner  
Fragen den Hansl. Er traut sich kaum fest aufzutreten, wie  
wenn er dem Boegel wehe täte. — Daß der Draht sich ein  
wenig verbeugt hat, sieht Bubi nicht.

Es kommen sie endlich über den von Wagen aller Art  
überfüllten Potsdamer Platz. Gelehrsam sieht das Kind sich  
führen. Formlich verflohen drückt sich das Hundschwert

zwischen den hochrückigen Omnibussen, den glisternden Elek-  
trischen, den stolzen Taxametern weiter. —  
Bubi ist immer noch stolz auf seinen Hansl. „Dem  
scheidet sicherlich kein anderer Boegel“, denkt er gerade in dem  
Augenblick, als er aufwärts blickend einen zweiten Hansl  
genau wie seinen Lieblich nicht über sich fliegen sieht. Er  
schaut ins Bauer — der Käfig ist leer — leer.

Bubi reißt sich mit einem Ruck von der Mutter los.  
„Hansl — Hansl —“  
Angstvoll stöhnend erzittert ein Stimmchen, das vom  
gehenden Quirrelchen einer Mutter überlärmt wird.

„Bubi — Bubi —“  
Das Kind aber hört nicht, es sieht sich nicht um, es achtet  
nicht auf das Gewühl ringsum — die Augen stehend auf-  
wärts gerichtet, die Kinnrücken flehend erhoben — so flirrt  
es zwischen Menschen und Wagen weiter.

Hansl entschwebt langsam in der Höhe, während ein  
daherjagendes Gefährt den süßen, zarten Körper Bubis  
vernichtet.  
Sekundenlang stockt die Bewegung auf dem menschen-  
überfüllten Platz.  
Lautes flink ein Weib zusammen.  
Funkelnde Sonnenstrahlen tanzen auf seinen blonden  
Schleim.

Ein Boan hellblaues Seidenpapier weht aus eines  
Kindes blutüberfrönter kleiner Faust.

Schulente stellen rasch „die Ordnung“ wieder her.  
Das Leben geht weiter. Man trägt die Mutter von  
bannen. Das entleerte Körperchen wird aufgehoben.  
Niemand beachtet es, daß ein kleiner Boegel sich still auf  
des Verunglückten Schulter niedergelassen hat.

Bubi, Scheim, nun frast du immer: Warum, ach  
warum? Sind denn nicht alle Leute gleich gut?  
Franziska Mann.

